

„Fremd geblieben und am Ende noch fremder sein“*

Barbara Stume

„Fremd geblieben und am Ende noch fremder sein“ – unter dieser Überschrift habe ich mich mit dem Thema „Altern mit einer Migrationsbiographie“ befasst.

Ausgehend von einem Forschungsergebnis einer nationalen Studie¹ in der Schweiz zur Pflegesituation älterer Migrantinnen und Migranten, habe ich eine Hypothese formuliert.

Das Forschungsergebnis der nationalen Studie:

„Obwohl die befragten Fachpersonen engagiert und bemüht waren, fallen vor allem beim Thema Sterben und Tod die z.T. sehr heftigen negativen Wertungen der Verhaltensweisen von Migrantinnen und Migranten auf. Sie machen deutlich, dass viele Expertinnen und Experten sich sehr schwer damit tun, andere Werte und Normen im Umgang mit Sterben und Tod nachzuvollziehen und zu akzeptieren. Hinzu kommt das Problem, dass andere Vorstellungen von Pflege die effiziente Routine einer professionellen Organisation wie Spitex stören und viel aufwändiger machen.“

Meine Hypothese:

Werte und Normen verändern sich mit dem gesellschaftlichen Wandel. Im Umgang mit Migrantinnen und Migranten besteht offenbar die Neigung, für unverrückbar gegeben zu erachten, was gesellschaftlich stets neu ausgehandelt werden muss. Das betrifft, aus demographischen Gründen und aufgrund des medizinischen Fortschritts, z.Zt. besonders den Umgang mit Hochaltrigkeit, demenziellen Erkrankungen, Sterben und Tod. Wenn es schwer fällt, andere Werte und Normen zu akzeptieren, dann zeigt sich darin eine Abwertung des Anderen und ein universalisierter Gültigkeitsanspruch für die eigenen Werte und Normen.

Im Kapitel 2. *Migration als Thema der Lebensgeschichte* konnte als Ergebnis der Interviews mit Migrantinnen und Migranten als *Kernkategorie Geben und Nehmen* festgehalten werden. Der Wunsch, Lebenserfahrungen und Beobachtungen im Aufnahmeland zu teilen, trifft nicht oder nur zögernd auf Annahmefähigkeit. Es hat sich gezeigt, dass sich aus den besonderen

* Abschlussarbeit im Europäischen Masterstudiengang „Diakonie – Führungsverantwortung in christlich-sozialer Praxis“.

¹ Johanna Kohn/Eva Tov/Christa Hanetseder/Hildegard Hungerbühler, Pflegearrangements und Einstellungen zur Spitex bei Migrantinnen und Migranten in der Schweiz. Eine Studie im Auftrag des nationalen Forums Alter und Migration, Basel/Bern 2013, 58.

biographischen Umständen neue Fähigkeiten entwickeln. Ideen und Strategien, die von Migrantinnen und Migranten zur Bewältigung schwieriger Situationen entwickelt werden (Coping-Strategien) bleiben mehrheitlich unbeachtet. Dies konnte gerade auch im Hinblick auf das Alter gezeigt werden. Hier fehlen die entsprechenden Fragen eines Gastlandes, das es gewohnt ist, Lösungen zu produzieren.

„*Fremd geblieben*“ beschreibt somit nicht nur eine nicht erfolgte Integration von Seiten der Migrantinnen und Migranten, sondern die vom Einwanderungsland gesetzten Grenzen der Integration.

„Entscheidend ist, das Neuankommende Neueinschätzungen ihrer Identität mit sich bringen, die zwangsläufig dann stattfinden, wenn neue *Kulturen* und Lebensweisen Seite an Seite stehen und mit dem Prozess der Anpassung und den Anforderungen an Toleranz zurechtkommen müssen, die in den komplexen urbanen Räumen, wo *Fremde* aufeinandertreffen, erforderlich sind.“²

Für Menschen, die als Einheimische eine „normale einheimische“ Identität für sich in Anspruch nehmen, hat das zur Folge, dass sie zwischen sich und den „Anderen“ eine Distanz aufbauen. Ihr Selbst, ihr Denken, Fühlen und Urteilen erscheint ihnen als „normatives Selbst“³, ihr Lebensstil als der richtige Lebensstil, weil er überrepräsentiert ist. Die normative, als selbstverständlich hingegenommene, in der globalen Welt arbeitende und in Westeuropa oder Nordamerika geborene „Kategorie des Menschseins“ wird zu einer Kategorie, die sich ausschließlich dadurch ausweist, dass sie etwas an ihrer Grenze positioniert.⁴

Mit der Individualisierung der Biographien und Identitäten werden diese Grenzziehungen immer fragwürdiger. Hierin sehe ich die *erste Chance*: eine Migrationsbiographie ist nur noch eine Besonderheit unter sehr vielen verschiedenen Lebensentwürfen und -stilen. Der Wert der Migrationserfahrung und der Wert der „Außenperspektive“ auf bestimmte Eigenheiten, die im Einwanderungsland als Identitätsmerkmale gelten, ist die Einladung, einen Schritt zurückzutreten und neue Fragen auch an die eigene Identität zu stellen.

Das könnte zu einer „Störung der effizienten Routine“ führen, die nicht nur Migrantinnen und Migranten zu Gute käme, sondern jedem pflegebedürftigen Menschen.

² Bill Hughes, *Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund: Von der Gastfreundschaft zur Feindseligkeit*, in: Dagmar Domenig / Sandro Cattacin / Irina Radu (Hg.), *Vielfältig anders – Migration und Behinderung*, Zürich 2015, S.34

³ Dan Goodley, *Unkonventionelle Vorschläge zur Konzeptualisierung von Migration und Behinderung*, in: Dagmar Domenig / Sandro Cattacin / Irina Radu (Hg.), *Vielfältig anders – Migration und Behinderung*, Zürich 2015, S. 55

⁴ Vgl. a.a.O., S. 54

„und am Ende noch fremder sein“

Vielen Menschen in westlichen Gesellschaften bleibt diese Erfahrung auch ohne Migrationshintergrund nicht erspart. Demenzielle Erkrankungen nehmen mit der gestiegenen Lebenserwartung zu. Der Mensch, der im hohen Alter an einer Demenz erkrankt, wird sich selber und seinen nächsten Angehörigen fremd. Fremdheit und Sprachbarrieren sind kein auf Migrantinnen und Migranten beschränktes Phänomen.

In der Arbeit mit dementiell erkrankten Menschen hat die Störung der „effizienten Routine“ Vorrang. Der hilfsbedürftige Mensch in seiner fragilen Personalität und mit seinen nur schwer kommunizierbaren Bedürfnissen steht im Zentrum. Die Erfahrungen aus diesem besonderen Pflegealltag, der es erfordert, sich täglich neu zu begegnen und sich ohne eine Lebenserzählung, ohne vermeintliche Selbstverständlichkeiten einer gemeinsamen Nationalität bekannt zu machen, kann im Umgang mit alten, pflegebedürftigen Migrantinnen und Migranten ein Vorbild sein. Hier spielt der Faktor Zeit eine Rolle. Eine solche Form der Begegnung geht nicht schnell, kann kaum effizient sein. Biographiebögen sind für den Anfang relevant, danach weniger, dann geht es um den leiblichen Kontakt, um den Menschen, unabhängig vom „Urteil“ des Biographiebogens, unabhängig vom Wissen der Angehörigen, unabhängig von dem, was einmal war. Was bleibt sind Momentaufnahmen, kein abschließendes Urteil.

Hierin sehe die *zweite Chance* für Migranten: Erfahrungen mit Demenzpatienten zeigen, dass eine respektvolle Pflege möglich ist, auch wenn der Mensch sich nicht oder nicht mehr sprachlich verständigen kann. Was man biographisch zu kennen glaubt, verliert an Bedeutung.